

Rundschau.

Hamburg, 27. Nov. Das Ehepaar Bari und seine 3 Kinder erkrankten schwer nach dem Genuß von selbstgebackenem Brot. Die 5jährige Tochter ist bereits gestorben.

Konstanz, 26. Nov. Im Warenhaus Knopf, wo zur Zeit eine Ausstellung von Kinderspielwaren stattfindet, brach heute nachmittag im Schaufenster Feuer aus, das sich mit rasender Schnelligkeit über die ganzen Ladenräume und über das Lagerhaus verbreitete und sämtliche Warenvorräte völlig zerstörte. Der Feuerwehr gelang es, das Gebäude zu retten. Der Schaden ist sehr beträchtlich. Personen sind, soweit bis jetzt bekannt, nicht verunglückt. Die Verkäuferinnen konnten sich noch mit knapper Not retten.

Konstanz, 27. Nov. Zu dem großen Schadenfeuer im Warenhaus Knopf, das in einem Schaufenster ausbrach, wird uns mitgeteilt, daß dieses durch zwei spielende Kesschen, die das Publikum anlocken sollten, dort verursacht wurde.

Lahr, 26. Nov. In Reichenbach brannte der Bauernhof des Josef Zimmermann nieder. Eine Kaze, die sich im Zimmer der drei schlafenden Söhne befand, gebärdete sich beim Feuerscheine wie toll und weckte und rettete dadurch die Bewohner.

Vom Bodensee. Auf die Ueberreste der vorgeschichtlichen Pfahlbauten-Niederlassungen im Bodensee und anderen Seen ist man erst im Jahre 1853 aufmerksam geworden, als der Wasserstand sehr niedrig war und viele Pfähle zum Vorschein kamen. So führte Prof. Fischer-Freiburg in einem Vortrage aus. Die Pfahlbauten sind bekanntlich ins Wasser hineingestellte Hütten, in welchen die Ureinwohner während der Steinzeit, als noch kein Eisen verwendet wurde, hausten. Man zählt jetzt in der Schweiz etwa 200 und am Bodensee etwa 70 solche alte Pfahlbaudörfer. Dicke Baumstämme wurden in Abständen von 1/2 bis 1 Meter umweit des Ufers in den Seeboden eingerammt, darüber wurde ein Korb von Stämmen gelegt, dann ein Geflecht und zuletzt eine Lehmschicht. Auf dieser Unterlage erhob sich das Haus, das auch aus Holzgeflecht und Lehm bestand. Oft besonders in Sümpfen, ruhte das Haus auf einer Art Floß aus Holzstämmen, der von Zeit zu Zeit erneuert werden mußte. 10 bis 20 Häuser bildeten ein Dorf, doch gab es auch Dörfer mit bis zu 100 Häusern. Diese waren miteinander und mit dem Lande durch Stege verbunden. Nicht aus Furcht vor dem Feinde oder vor wilden Tieren, wie man früher annahm, baute man in den

See, sondern weil man sich so der Abfälle am besten zu entledigen glaubte, baute man so. Alles warf man in den See, oft brannte wohl auch ein Haus ab oder wurde zerstört, und so sind diese Kulturschichten, die sich am Seeboden anlagerten und deren Inhalt in Sand und Schlamm gebettet, unverfehrt geblieben ist, Zeugen einer längst vergangenen Zeit. In zahlreichen Funden sind sie jetzt in den Museen aufbewahrt, Waffen der verschiedensten Art, Geräte, Tongefäße und Schmuckgegenstände. Aber auch Getreidearten haben sich erhalten, ebenso Früchte und Beeren. Den Pflug müssen die Urbewohner schon gekannt haben, wie auch Teile von Wagen gefunden worden sind. Die jüngsten Pfahlbauten, die weiter im See liegen, gehören der Bronzezeit an; diese beginnt um 2000 v. Chr. und dauert etwa 700 Jahre. Es mag auf den ersten Blick befremdend klingen, daß Eisen nicht das erste Metall war, da es doch bei uns viel häufiger vorkommt als Bronze. Aber diese ist leichter zu bearbeiten, und dann wurde sie zuerst vom Süden her, von Ägypten, über die Mittelmeerländer eingeführt. Erst später wurde sie, wie aufgefundenen Gußformen beweisen, von den Ureinwohnern selbst bearbeitet. Da wo sich diese an einzelnen Orten in großen Mengen finden, ähnlich wie dies auch bei Töpferwaren der Fall ist, sind die ersten Anfänge des Handwerks zu suchen.

New-York, 23. Novbr. (Eine Tragödie auf hoher See.) Eine furchtbare Szene spielte sich auf dem holländischen Dampfer „Neu-Amsterdam“ während der Fahrt von Rotterdam nach New-York ab. Unter den Passagieren befand sich ein freundliches aussehendes Mädchen von 27 Jahren, Rosa Raegle, das als Gesellschafterin in eine Stellung nach New-York ging und durch sein lebenswürdiges gutmütiges Wesen die Herzen der andern Passagiere gewann. Sie war eine besondere Freundin der an Bord befindlichen Kinder, spielte mit ihnen und half den Müttern bei der Pflege der Kleinen. Vor allem hatte sie ein kleines russisches Kind von zwölf Monaten in ihr Herz geschlossen und trug es fortwährend herum. Nachdem sie einmal wieder das Kind zärtlich geliebt hatte, stürzte sie plötzlich an den Rand des Schiffes und warf das Kind über Bord. Die Mutter des Kindes warf sich in ihrem rasenden Schmerz auf die Untäterein, die in ein hysterisches Lachen ausbrach und in einem Wahnsinnsanfall um sich schlug. Alle Rettungsversuche waren vergeblich. Die Verbrecherin wurde in festes Gewachstum gebracht; die trostlose Mutter aber, die ihrem Mann in Amerika ihr Kind hatte bringen wollen, kommt nun allein zu ihm . . .

Dermisches.

In Berliner Hofkreisen wird — wie man der „Egl. Rdsch.“ erzählt — die Nachricht verbreitet, daß der Landwirtschaftsminister an dem Tage, als sein Entlassungsgesuch genehmigt wurde, seine Schweine — auf Halbmaß gesetzt habe. . . Au! Au!

Bayerischer Humor. Ein bayerischer Gemeindeförster erhielt, wie die „Frei. Btg.“ erzählt, vom Magistrat eine dienstliche Anweisung auf einem gedruckten Formular. Das vorgedruckte „Herr“ war durchstrichen. Auf seine Anfrage nach dem Grunde der sonderbaren Maßnahme wird dem Förster die bündige Antwort, alles Durchgestrichene sei anzusehen, als hätte es nicht dagestanden. Doch der Förster zahlte mit gleicher Münze heim. Seine nächste schriftliche Eingabe lautete: „An den naseweisen Magistrat der Stadt N.“ Das Wort „nase“ hatte er aber durchstrichen.

Ein trauriges Ende fand ein junges Brautpaar aus einem kleinen Dorf in Friaul (Italien.) Der 25jährige Giovanni Seluba war mit seiner 18jährigen Braut Marianna Coos von Talpana nach dem benachbarten Ort Tarcento gegangen um dort Einkäufe zu machen. Als sie am Abend auf der Rückkehr einen Wildbach überschreiten wollten, fielen sie von dem geländerlosen Steg in die durch Regen stark geschwellenen Fluten herab. Ihre Leiden wurden erst nach zwei Tagen aufgefunden. Sie waren durch Anprallen gegen die Felsen verstümmelt.

Bei einem in Philadelphia veranstalteten Automobilrennen fuhr infolge Versagens der Bremsvorrichtung ein 60psriger Wagen in eine Schar von 200 Zuschauern. Acht Personen, darunter der Fahrer des Wagens erlitten schwere Verletzungen. Eine Anzahl Zuschauer wurde leicht verletzt.

Der Vater der Graphologie. Die Graphologie hat sich verhältnismäßig spät entwickelt. Zwar erschien bereits ein Werk von Camillo Baldo, welches die Handschrift zur Grundlage der Deutung des Charakters machte, im Jahre 1622, aber in ein System gebracht wurde das Verfahren erst durch Jean Hippolyt Michon, dessen 100jähriger Geburtstag am 21. Novbr. war. Sein Systeme de la graphologie, 1875 erschienen, war geradezu bahnbrechend. Hier wurden zum ersten Male durch vergleichende Beobachtung und daraus gezogene Schlüsse feste Richtlinien aufgestellt, aus denen ersichtlich ist, ob der Schreiber in dem Augenblick, wo er die betreffenden Worte niederschrieb, sich in gehobener oder gedrückter, freudiger oder trauriger Gemütsstimmung befunden hat. Auch bestimmte Normen wurden

Ein schönes Weib.

Nach der Erzählung eines Detektivs von Heinz Waldow.
2) (Nachdruck verboten).

Es war fast ein Jahr später, oder auch wohl ganz, — ob der Mai schon sein Regiment begonnen, oder ob der launische April noch sein Szepter führte, — so genau kann ich nicht tatsächlich nicht mehr erinnern, — als ich wieder in einer Mission nach B. . . mußte. Das Wetter war aber ganz anders wie damals, ein feiner Regen rieselte hernieder und ein kalter, unfreundlicher Wind trieb auf dem Markte von B. . . die Strohhalm- und Papierreste der Verkaufsstände wirbelnd durcheinander. Ich hatte den Kragen meines Gummimantels hochgezogen und den Hut tief in die Stirn gedrückt, so trockte ich der Unbill der Witterung, da ich aus Prinzip einen Schirm verschmähe, weil ich dadurch zu viel an freier Aussicht gehindert bin.

Meine Schritte führten mich über den Kirchplatz. In langen summennden Tönen klang vom Turm herab ein frohes und doch feierliches Lied der Glocken. Unwillkürlich umwehte mich ein Duft von Myrthen und jungen Rosen. Dieser Duft paßte so etwa zu dem Klang der Glocken, und ich war nicht verwundert, als im nächsten Augenblick ein langer Zug glänzender Equipagen vorfuhr, dicht vor dem wirklich prachtvollen Treppenaufgang der Kirche. Der wohlgeschulte Kutscher hielt dicht vor dem Aufgang und kaum standen die schraubenden, prächtig

geschirrten Kasse, als schon der Gnom mit leichtem Satz von dem Wagen sprang und die Tür desselben öffnete. Ein junger, fast bertulisch gebauter Mann entstieg demselben und auf seine Hand gestützt, folgte eine junge, elegante Dame in großartiger, blendender Toilette. Sofort erkannte ich in ihr die schöne Witwe Hartung, und ich gestehe es offen, als ich sie so am Arm ihres Verlobten sah, — obgleich ich nichts genaues wußte, war daran doch keinen Augenblick zu zweifeln, — als ich sie so wieder sah, fühlte ich etwas wie Enttäuschung in mir aufsteigen, — als ob ich etwas verlieren würde, was ich doch eigentlich nie besessen.

Ich stand an dem hohen Kandelaber, als sie die Stufen der Treppe emporstieg, gefolgt von dem langen Zug festlich gestimmter Gäste. Ihr Verlobter war das Bild männlicher Kraft, groß und kräftig gebaut, in strotzender Gesundheit. Durch eine unwillkürliche Bewegung meinerseits wandte sie ihr Gesicht mir zu, — und wieder fühlte ich ihren heißen, faszinierenden Blick einen Moment auf mir ruhen. Jetzt in blendendes Weiß eingehüllt, bot sie einen grellen Kontrast zwischen dem damals und heut.

Gar zu gern wäre ich in die Kirche gefolgt, da dieses Weib eine Anziehungskraft auf mich ausübte, wie ich dieses nie für möglich gehalten, — doch war meine Zeit leider zu kurz, — ich mußte möglichst schnell wieder nach B. . . zurück. Ich erfuhr nur noch, daß ihr Verlobter, wohl nunmehriger Gatte, ein Baron von Sander war.

Baronin von Sander, — wie ganz anders klang es doch, als Frau Hartung. Lange hat es ihr wohl nicht leid getan, daß ihr seliger Erster es so gütig mit ihr meinte. —

Im September desselben Jahres wurde ich als Rekonvaleszent nach E. . . geschickt. In einem blutigen Rekontré mit Einbrechern war mir etwas übel mitgespielt worden, und um meine Genesung etwas zu beschleunigen, bezw. dieselbe vollständig zu machen, wurde ich nach E. . . gesandt. Es war und ist ein ziemlich stiller Badeort, wo wohl nur wirklich Kranke oder Genesende hingeführt werden. Besonders war es jetzt, im September, vor dem baldigen Schluß der Saison, still hier, allerdings so recht dafür angetan, einem Rekonvaleszenten wieder aufzuhelfen.

Ich war, meinen wahren Beruf verleugnend, als Kaufmann N. bei einem etwas abseits wohnenden Landwirt eingelehrt. Die ganze Lage des friedlich daliegenden Anwesens gefiel mir außerordentlich und so ward es mir nicht schwer, aus den mir ziemlich reich angebotenen Wohnungen die mir zusagende herauszusuchen.

Von meinem Zimmer aus, das sich in der ersten Etage befand, hatte ich einen freien Blick auf die vorbeiführende Straße nach dem nahen, wunder-vollen Hochwald zu. Es war schon recht herbftlich. Das Laub hatte schon die bunten Farben des nahen Sterbens in leichten Schattierungen angenommen, und die Sonne malte mit ihrem schwächer werdenden Strahl lange Schatten auf die Halben und



fixiert, um aus dem Gebrauch gerader oder schiefer, spitzer oder runder, kleiner oder größer, dicht nebeneinander stehender oder voneinander fortgerückter Buchstaben auf das Temperament des Schreibenden zu schließen. Naturgemäß gibt es auch Handschriften, die mit ihrem wohlgebauten, festen Gefüge durch und durch korrekt, einen geradezu künstlerischen Eindruck machen, aber doch bei näherem Zusehen eine deutlich ausgeprägte Individualität vermissen lassen. Je kunstvoller ausgebildet eine Handschrift ist, in desto höherem Maße ist dies der Fall. Schönheitsleiden und Verzerrungen besagen dem sachkundigen Beobachter weniger als eine ungelübte, durch des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelte und vom Studium noch nicht verbildete Hand die vom graphologischen Standpunkt aus weit wertvoller ist. Was den „Vater der Graphologie“, den Abbé Michon anlangt, der über die eben kurz angeführten Punkte zum ersten Male eine gewisse Klarheit schuf, so gestaltete sich sein Lebenslauf überaus einfach. Sein Hauptwerk ließ er wie wir gesehen haben, erst an der Schwelle des Greisenalters erscheinen. Bis dahin hatte er sich als Gelehrter und Forscher durch hervorragende Beiträge auf anderen Wissensgebieten, dem der Kunstgeschichte und Archäologie, ausgezeichnet. In seinen jüngeren Jahren machte er weite, ausgedehnte Reisen, namentlich nach dem Orient, den er gewisser Hinsicht künstlerisch erschloß. Von 1856 ab lebte er, nachdem er seine Pariser Freunde aufgegeben hatte, fast ausschließlich auf seinem durch wundervolle landschaftliche Reize ausgezeichneten Landgut in Angoulême. Hier starb Michon, eine sympathische, vornehme Erscheinung, ein Helfer der Armen und bereitwilliger Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen, am 9. Juni 1881.

(Einen drolligen Feuerwehrbericht) gibt das „Organ für Schornsteinfegerwesen“ nach der „Osterr.-Schles. Feuerwehrz.“: Der betreff. Feuerwehrkommandant meldet: „Das Feuer entstand durch Irthümlichkeit des Joseph Nagel, oder weil Kinder zum Viehfuttern verwendet wurden; es laufen verschiedene Gerüchte im Dorfe herum. Der Feuerlärm erfolgte durch Läuten der Glocken und Signalisten vorschrittsmäßig. Der Feuerleiter verfehlte seinen Weg, denn die Landstraße war sehr benebelt. Der Besitzer des Brandobjektes konnte keine Löschanfänge machen, weil er kein Wasser hatte, und weil er nicht zu Hause war. Eine Feuerwehr kam bis anderthalb Kilometer zur Brandstätte, dort aber wurde sie umgekehrt und nach Hause beordert. Der Brandplatz war durch zwei Laternen und einen Gendarmen erleuchtet. Die Löscharbeiten leitete der Vorstand, weil es dem Kommandanten selbst in der Oberstufe brannte. Die Flammen schlugen um das ganze Dach herum. Als die Feuerwehr von K. erschien, neigte sich auch der Giebel des brennenden Hauses und das ganze Gebäude stand mitten in Flammen. Die Löschmaschinen wurden anfangs aus der Fauche des Beschädigten gespeist, später erhielten sie Wasser durch tragende Mädchen und Einschnitten derselben in die Spritzen und durch Saugen der Pflichtfeuerwehr am Hypofor. Vom Nachbardach aus gab der Steiger Fröhlich mit

Bergabhänge, von denen abends die Höhenfeuer leuchteten, umtanzt von jungen Vuben und Mädchen, die in ausgelassenem Jugendstrosium stets neues, welkes Kraut der Kartoffeln herbeischleppten.

Es war am dritten Tage nach meiner Ankunft. Ich hatte schon zeitig eine Tour in den Hochwald unternommen und stand jetzt, am Abhang eines Berges an eine hohe, starke Tanne gelehnt, oberhalb des romantischen Wildbadtales und besah als großer Naturfreund das herrliche Fleckchen Erde unter mir. Eben wollte ich wieder weiter gehen, als mich ein Geräusch, wie etwa das Herabrollen eines Steines, an die Stelle bannte und kurz darauf sah ich ein Paar den schlangenartigen Weg herunterkommen. Ich glaube, für einen Augenblick sehte der Herzschlag aus, als ich in der Dame die Baronin von Sander erkannte. Zum dritten mal in meinem Leben kreuzte sie meinen Weg. Aber wer war ihr Begleiter? Ihr Gemahl war es nicht, dies sah ich auf den ersten Blick. Derselbe war groß und kräftig, während ihr jetziger Begleiter, kaum mittelgroß, die vollständige Physiognomie des abgelebten Weltmannes trug. Ich drückte mich tief ins Gebüsch, um nicht gesehen zu werden, doch war es mir peinlich, als jetzt das Paar in meiner unmittelbaren Nähe, am „Fremdenblick“, halt machte. Tiefe Stille, lautlose Waldeseinsamkeit umgab uns und ich bereute es nicht meinen Weg offen fortgesetzt zu haben. Jetzt war es zu spät, wenigstens ohne ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Die Baronin hatte sich auf eine aus Birken-

kräftigem Strahl sein Wasser ab und alle Oeffnungen des Nachbars wurden mit Mist verstopft. Gerettet wurde eine Kommode und eine Kuh, welche gestohlen wurde. Die Dienstmagd rettete das nackte Leben im bloßen Hemd. Vieles Mordioch lief beständig dem Feuer zu, welches eingesperrt wurde. Ein Mann wurde durch Stacheln am Ohr verletzt, welches über den Helm hinaustragte. Der vorgeschriebene Brand hat gelehrt, daß das Spritzenhaus nicht so weit von der Brandstätte entfernt sein soll. Die meisten Pflichtfeuerwehren waren saul und entpuppten sich als Stänker. Der Erfolg der freiwilligen Feuerwehr war großartig und wird von allen bewunderungswürdigen Einwohnern geteilt.“

Der Gruß der Gedankenlosigkeit.

Ein Schweizer Freund, mit dem ich zusammen studierte, äußerte sich oft spöttisch über den Jurus: „Mahlzeit!“ Er habe von dem Volke der Dichter und Denker etwas Gedankenvolleres erwartet als einen solchen Magenwunsch. Leider konnte ich auf diese Sticheleien wenig erwidern. Es war ja nicht zu leugnen, sein „Grüß Gott!“ war tiefer und gemütvoller. Mit der Zeit bin ich darauf aufmerksam geworden, daß ein anderer Gruß noch viel mehr die Schwächen unseres Volkslebens zutage treten läßt. Es ist das Wort: Adies, adieu! Daß es eigentlich „Gott befohlen!“ heißt, weiß unter Hunderten kaum einer, und die das Wort verstehen, denken nicht an seine Bedeutung. Wie gut könnte man in so mancher bedeutsamen Stunde statt dessen den deutschen Ausdruck wählen. Wo der Freund auf lange Zeit von dem Freunde scheidet, wo ein anderer zu schweren Aufgaben auszieht, wo man einen von seinen Lieben krank zurückläßt, kurz, wo einem das Herz voll ist beim Abschied, da ist das „Gott befohlen!“ viel besser am Platze als ein gedankenloser Gruß. Nicht, daß ich es für immer empfehlen wollte. Denn ich habe an dem „Adieu!“ noch etwas Weiteres anzusehen. Wer den Namen Gottes nennt, der sollte es in dem Bewußtsein tun, daß Gott Ehrfurcht gebührt, daß das Wort „Gott“ nicht ein Wort ist wie andere Worte. Deshalb eignet es sich nicht, um ohne Gepräge als abgegriffene Scheidemünze von einem zum andern gegeben zu werden. Im Getriebe unserer Geschäfte müssen sich unsere Gedanken natürlicherweise auf anderes richten, und die Begrüßung wird deshalb notwendig gedankenlos. Vom Standpunkte des religiösen Menschen aus sollte man daher den alteingetragenen Mißbrauch des „Adieu!“ endlich einmal bekämpfen und sich an einen andern Gruß gewöhnen.

Adieu! O was für gebildete Menschen wir Deutschen sind! Bis zum Schusterjungen, bis zum Gasenlehrer reden wir französisch. In einer Zeit, wo Frankreich unser unumstrittenes Vorbild war, haben unsere Altvordern diesen edlen Gruß angenommen, und heute, fünfundsiebzig Jahre nach der Errichtung des Deutschen Reiches, ist das Volk Bismarcks noch nicht imstande, dieses Zeichen der Ausländerei abzutun; der Mangel an Selbstgefühl, an dem wir früher gelitten haben, schaut aus einem solchen Worte immer noch heraus. In diesem Punkte

stammen gezimmerte Bank gesetzt. Ihre Rechte spielte nachlässig mit dem kostbaren Griff ihres Sonnenschirms. Der blaßierte Lebemann stand mit einem verzehrenden Feuer in seinem Faunengesicht, dicht vor ihr.

„Ist es nicht schön hier, Graf?“ wandte sie sich an ihr Gegenüber.

„Wie können Sie erwarten, meine Gnädigste, daß ich etwas für schön finde oder nur halte, so lange ich das Schönste der Erde nicht mein nennen darf,“ entgegnete der Graf leidenschaftlich, indem er sich auf ein Knie vor ihr niederließ und ihre nunmehr müßig herabhängende Rechte ergriff.

„Graf, Graf,“ drohte sie lächelnd, indem sie ihm nach kurzer Umspannung ihre Hand entzog. „Sie vergessen sich, und ich muß Sie immer wie ein Kind auf Ihren Platz zurückweisen.“

„Sie sind grausam, herzlos, Lara. Wie können Sie von Vermunft reden, denn da läuft doch Ihre Zurückweisung hinaus, wenn es hier drinnen kocht und brennt,“ rief der Graf ungestüm.

„Strohfeuer brennen nicht lange, Graf,“ entgegnete sie spöttisch, „und dann sengen sie nur, brennen werden sie kaum.“

„Sie zweifeln an meiner Bestimmung, Lara?“ „Wie kommen Sie denn dazu, Graf?“ frug sie zurück und leise legte sie ihre Hand auf seine, auf der Bank ruhenden Rechte, und ein heißer, flammender Blick streifte blitzartig sein Gesicht.

Wie elektrisiert von der Berührung ergriff der

ist uns der Deutsch-Oesterreicher überlegen. Er verabschiedet sich: „Guten Morgen! Guten Tag! Guten Nachmittag! Guten Abend! Gute Nacht!“ oder er wünscht uns ein frisches „Heil!“ Einzelne tiefer Denkende in Deutschland erheben sich wohl zu einem: „Auf Wiedersehen!“ „Leben Sie wohl!“ Aber die meisten werden morgen wie gestern sagen: Adieu! Bleibt dabei, ihr Schlafmühen unter den Deutschen! Ihr werdet den andern Völkern wieder und immer wieder Gelegenheit geben, sich zu belustigen. Der Gruß aller Geschmacklosen und Gedankenlosen im Deutschen Reiche sei auch ferner das „Adies!“ Oberlehrer H. Kiehm, Eisenberg.

„Mahlzeit!“ (Ein Nachtrag.)

Mit dem „Adieu!“ allein sind unsere schönen „deutschen“ Grüße noch lange nicht abgetan. „Dabe die Ehre“, „Servus“, „Mahlzeit“ so tönts aus Aller Munde. „Dabe die Ehre“ ist eine immer feltener werdende törichte Nachahmung schlechter Gesellschaftsitten steifer Gesellschaftstippen. „Servus“, der deutsche Pennälergruß, schwindet auch gottlob immer mehr. Der Gruß ist österreichische Manier und ebenso dumm als nichtsagend. Am schlimmsten aber steht's um den schönen Wunsch: „Mahlzeit!“ „Gesegnete Mahlzeit!“ vor oder nach dem Essen mag man sich gefallen lassen. Ein passendes Wort zur rechten Zeit hört jeder gern. Aber wie hat man diesen sinnigen Gruß angewandt! Steigt man in einen Eisenbahnwagen und prüft die Mitreisenden mit einem „Guten Morgen“, so bekommt man eine „Mahlzeit“ dafür, betritt man einen Laden, ganz gleich, ob man Federn oder saure Gurken, Stiefel oder Schillers Werke kauft, mit „Mahlzeit“ wird man empfangen, mit „Mahlzeit“ entlassen. „Mahlzeit!“ Welch ein brutaler Gruß! Muß man denn auf Schritt und Tritt an die Schwachheit des Leibes erinnert werden? Oder soll man sich auf Schritt und Tritt von jedem Bekannten die Zumutung an den Kopf werfen lassen, daß Essen und Trinken, „Mahlzeit“ und wieder „Mahlzeit“ das Ziel allen Strebens sei? Hüet Eure Zunge und laßt „Mahlzeit“ unausgesprochen! — Heil!

Ein „Wandervoogel.“

Noch ein Nachtrag.

So du jemand auf die Füße trittst, vergiß ja nicht zu sagen: „Pardon“ und wenn du bemerkst, daß jemand niesen muß, so rufe ja, aber daß es auch jeder hören kann, „Prosit“, und falls dir ein dritter jemand ein kleines Geschenk spendet, so danke ihm ja nur mit den Worten „Merci für das Präsent.“ Das ist die Sprache des Gebildeten! Ich trete aber lieber einen andern auf die Hühneraugen und sage dann: „Hören Sie doch zu treten auf!“ als daß ich mich mit Pardon entschuldige. Und wer nicht ganz so roh ist, der kann den alten Wandervoogelgruß „Heil“ auch in diesen Fällen anwenden, wenn der Getretene auch schreit. — Heil! Auch ein „Wandervoogel.“

Auflösung der zweifelhigen Charade in Nr. 185. Fallschirm.

Richtig gelöst von Wilhelmine Tietz, Neuenbürg.

Graf ihre Hand und sie mit glühenden Küssen bedeckend suchte er ihre Gestalt an sich zu ziehen.

„Ruß ich Sie wieder erinnern?“ mahnte sie lächelnd. Ihr Lächeln hätte selbst einen Marmor mit Flammenglut durchströmen lassen.

„Sie sind ein Engel und ein Dämon,“ sagte der Graf im Banne ihrer bezaubernden Blicke.

„Dann müßten Sie mich ja fürchten, Graf,“ entgegnete sie mit neckisch sein sollendem Blick.

Aber ein etwas lag in demselben, für einen unparteiischen Beobachter — das an die Schlange erinnert, wenn sie voll tödlicher Kälte ihr Gift in die Wunde ihres Opfers träufeln läßt.

„Sie fürchten, Lara,“ rief der Graf, „dann müßte ich meinen Himmel fürchten, denn der sind Sie für mich.“

In diesem Augenblick wurden schnelle Schritte hörbar und rasch sprang der Graf auf.

„Herr Graf, Ihre Toilette,“ wandte sie sich leise an ihn, auf sein Knie zeigend. Schnell entfernte der Graf die dort befindlichen Laubblätter und dann schritten beide auf G. . . zu.

Ich stand wie niedergebunkert. Dies herrliche Frauenbild, das mir seit unserer ersten Begegnung als der Inbegriff alles Schönen und Vollkommenen erschienen war, nur vorgeschwebt als leuchtendes Ideal, sah ich nun hier als häßliches Zerrbild meiner Phantasie, sah sie in der ganzen erbärmlichen Nacktheit einer herz- und gefühllosen Kofette, wenn nicht noch mehr.

— (Fortsetzung folgt.) —